

# Viel Kopf, wenig Kohle

Im Vergleich zu einem Job in der freien Wirtschaft werden studentische Hilfskräfte häufig schlechter bezahlt. Trotzdem sind diese Stellen beliebt – das galt auch schon vor der Pandemie.

Von Deike Uhtenwoldt

Das Einführungsseminar noch mitgenommen, den Kurzurlaub angetreten und sich dann erst mal in eine zwei Wochen lange Quarantäne verabschiedet: Seinen Einstieg als studentische Hilfskraft hat sich Max Paul Paas anders vorgestellt. Dabei läuft im Bewerbungsverfahren noch alles glatt, und der Student der Fachhochschule Aachen ist überglücklich über die Zusage des Fraunhofer-Instituts für Produktionstechnologie IPT. Dass ein Virus aus der ursprünglichen Aufgabenstellung im Messen-Management eher ein Absagen-Management macht, dafür kann nun wirklich niemand etwas. Aber der Kurztrip kurz vor dem ersten Lockdown, bei dem einer der Freunde nach dem Rückflug erkrankt, ist Paas unangenehm: „Es macht sich natürlich nicht besonders gut, wenn man im ersten Monat gleich für zwei Wochen in Quarantäne muss.“

Zu dem Zeitpunkt befand sich der Hilfswissenschaftler (Hiwi) noch in einer dreimonatigen Probezeit. Doch die Sorgen erwiesen sich als unbegründet: „Mir wurde extrem viel Verständnis entgegengebracht, ich wurde online eingebunden, und es hat klasse geklappt“, erzählt Paas. Inzwischen wurde nicht nur sein erster Vertrag auf sechs Monate verlängert, sondern schon ein zweiter aufgesetzt: „Ich bin auf jeden Fall noch bis Mai nächsten Jahres hier im Haus“, sagt der 22-Jährige. Die Hiwi-Stelle empfindet er als Auszeichnung, bei Antritt hatte sein drittes Semester im Fach „Global Business and Economics“, also BWL auf Englisch, noch nicht begonnen. Auch beruflich kommt der Job an der Schnittstelle zwischen Industrie und Forschung wie gerufen. „Ich könnte mir vorstellen, später in Richtung Unternehmensberatung zu gehen, da ist es sehr spannend für mich, viele Unternehmen und Forschungseinrichtungen kennenzulernen.“

## Hilfskräfte sind meist sehr zufrieden mit ihrer Tätigkeit

Ein Hiwi unter Hunderttausenden, wie repräsentativ soll das schon sein. „Ich kann nur für meinen Fall sprechen“, betont Paas. Dennoch befindet er sich in guter Gesellschaft, konstatiert Soziologe Christian Schneickert: „Hilfskräfte sind in der Regel sehr zufrieden mit ihrer Tätigkeit.“ Als Student hatte er selbst verschiedene Hilfskraft-Stellen durchlaufen. Seine Entscheidung für die Wissenschaft hat das ebenso beeinflusst wie seine repräsentative Studie „Studentische Hilfskräfte und MitarbeiterInnen“. Hiwis, Professoren und Personalräte kommen darin zu Wort. „Jeder

handelt aus seiner Sicht rational, und jeder ist zufrieden, nur der Soziologe mäktelt“, sagt Schneickert. Der Vorwurf seiner Zunft: Zum einen gewöhnten sich junge Menschen an Arbeitsverhältnisse, die durch Verträge mit kurzen Laufzeiten und schlechter Bezahlung als relativ prekär gelten. Zum anderen sicherten sie sich durch ihre Lohnarbeit Privilegien, die eben nicht jedem Studierenden, schon gar nicht jeder Herkunft, gewährt würden.

„Wir haben Beruf und Bildung der Eltern abgefragt und konnten empirisch nachweisen, dass die Hilfskräfte aus einer sozial viel exklusiveren Schicht kamen“, sagt Schneickert. Dazu beigetragen habe eine Stellenvergabe, die mehrheitlich nicht dem regulären Ausschreibungsverfahren entsprochen habe: „40 Prozent wurden persönlich angesprochen, direkt aus dem Seminar heraus.“ Das Problem nur: Die Zahlen sind gut zehn Jahre alt. Der wissenschaftliche Mitarbeiter der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg ist dennoch überzeugt, dass sich an der Situation seither nicht viel verändert hat, zumindest nicht zum Positiven. „Die Verbindung von Forschung und Lehre hat sich weiter abgeschwächt. Im Bachelor haben wir de facto eine erweiterte Schule mit Lernvorlesungen.“

Die Folge: Kontakt zum Professor und Einblicke in den Wissenschaftsbetrieb bekommt noch am ehesten der Hiwi. „Der Job dürfte heute noch beliebter und wichtiger für eine wissenschaftliche Karriere sein als noch vor zehn Jahren“, sagt Schneickert. Ein Ergebnis der Studie hat er in vielen Hochschulratgebern wiedergefunden: Der Hiwi-Job öffne Türen und damit Wege zu mehr Sichtbarkeit in einer Massenuniversität. „In den Interviews haben wir herausgefunden, dass auch Studierende aus akademischen Haushalten, deren Eltern vielleicht selbst Profs waren, von der Hilfskraftstelle enorm profitiert haben“, betont der Forscher. Das würde im Umkehrschluss bedeuten, dass mehr Hiwis aus bildungsfernen Haushalten zu mehr Bildungsgerechtigkeit beitragen könnten.

Mit der Datenlage ist es aber so eine Sache. „Bei dreimonatigen Verträgen können vier Personen eine Stelle besetzen“, rechnet Schneickert vor und ist für sein Projekt auf 400 000 Studierende gekommen, die innerhalb eines Jahres als Hilfskraft angestellt waren. Auch der Stundenlohn ist ein weites Feld: Einige Bundesländer unterscheiden gar nicht zwischen Studienanfänger und wissenschaftlichen Hilfskräften mit berufsqualifizierendem Abschluss. Andere orientieren sich am Mindestlohn oder



Der BWL-Student Max Paul Paas an seinem Arbeitsplatz als studentische Hilfskraft am Fraunhofer-Institut in Aachen

Fotos Marcus Simaitis (2)

der Obergrenze der Tarifkommission der Länder (TdL): Diese liegt aktuell für studentische Hilfskräfte ohne Abschluss bei 10,91 Euro im Tarifgebiet West und 10,49 Euro für das Tarifgebiet Ost. Im kommenden Sommersemester soll der Maximalwert um 14 Cent steigen.

## Eine gute Zusammenarbeit ist wichtiger als der Lohn

Dass es in Deutschland einen Tarifvertrag der Länder gibt, der zwar Verdienstobergrenzen für studentisch Beschäftigte festlegt, diese aber gleichzeitig per Klausel von dem Vertrag ausschließt, regt zumindest die Gewerkschaften auf. „Bei jedem Tarifvertrag verhandeln Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam. Nur bei den studentisch Beschäftigten legt die Tarifgemeinschaft der Länder einseitig die Lohnobergrenzen fest – kraft ihrer Wassersuppe“, empört sich Stefani Sonntag, Hochschulreferentin der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft GEW. „Nur wissen das die meisten Studierenden nicht.“ Zumindest an Max Paul Paas ist der Maximallohn vorbeigegangen. Mit einem Stundenlohn von 10,77 Euro liegt er knapp darunter und ist zufrieden. „Solange die Zusammenarbeit im Team gut klappt, verdiene ich auch gern zwei Euro die Stunde weniger.“

Im ersten Studienjahr hat der BWL-Student von den Eltern und einer Aufwandsentschädigung für sein ehrenamtliches Engagement beim Asta gelebt. Aktuell beobachtet er, dass viele seiner Kommilitonen wieder in ihr Elternhaus zurückziehen. Der Trend zum „Elternwohnen“ macht deutlich, warum auch die Hochschulforscher zum Normalbetrieb zurückwollen: „Uns fehlt die Anschlussfähigkeit an jahrelang erhobene Zeitreihen“, sagt Stefan Grob, Sprecher des Deutschen Studenten-

werkes. Etwa an die letzte Sozialerhebung von 2016: Da jobbten schon 68 Prozent der Studierenden nebenbei, fast jeder dritte innerhalb der Hochschule.

Die Gründe sind vielfältig. Die Sicherung von Karrierechancen gewinnt dabei an Einfluss, hängt aber vom Elternhaus ab: „Wer aus einem akademischen, in der Regel begüterten Haushalt kommt, kann den Job machen, um Erfahrungen zu sammeln“, sagt Grob. Dagegen jobbten zuletzt ein Drittel aller Studierenden nebenbei, weil sie für ihren Lebensunterhalt zwingend darauf angewiesen waren. Als angehende Germanistin gehörte auch Stefani Grob zu dieser Gruppe. Damals war sein lukrativster Studentenjob der als Weihnachtsmann, an zweiter Stelle aber stand schon die Stelle als studentische Hilfskraft: „An der TU Berlin zum Glück, mit Tarifvertrag und sehr gut bezahlt.“ Den Tarifvertrag für studentisch Beschäftigte gibt es in Berlin schon seit den achtziger Jahren, aber eben auch nur dort. Einige studentische Initiativen möchten das schnellstmöglich ändern.

Laut GEW ist Bremen bisher am nächsten dran: Seit einem Jahr besteht dort eine Tarifkommission, die das Land schon zu Verhandlungen aufgefordert hat. Daraufhin hat der Stadtstaat an die TdL verwiesen – mit negativem Ergebnis. „Das ist das Paradoxe, die Tarifgemeinschaft ist einerseits nicht für uns zuständig. Weil es aber andererseits um Tarifverträge geht, fühlen sie sich doch zuständig, uns abzulehnen“, beklagt Masterstudent Alexander Mißfeldt, Mitglied der Tarifkommission und ehrenamtlich in der Initiative „TV Stud Bremen“ engagiert. Das Kürzel steht für Tarifvertrag, und um die Situation der Zielgruppe genauer zu erfassen, hat die Initiative vor zwei Jahren mehr als 1000 studentische Hilfskräfte befragt. Das Gehalt sei ein Problem, der

Mangel an Wertschätzung und der fehlende Arbeitsplatz ein weiteres, fasst Mißfeldt die Ergebnisse zusammen.

Was dagegen kein Problem ist, ist die kurze Vertragslaufzeit: „Es ist eine Gemengelage“, gibt der Sozialpolitikstudent zu. Viele Hiwis seien mit der Flexibilität und einem Tutorium für ein Semester voll und ganz zufrieden. Dass Vor- und Nachbereitung in den Verträgen zu wenig berücksichtigt würden, sehe auch nicht jeder so eng. „Da sind viele strukturelle Probleme, die individuell geringgeschätzt werden, aber in der Summe so nicht gehen“, findet Mißfeldt. Was auch nicht geht: Trotz Bachelor-Abschluss bekommt der 27-Jährige am Institut „Arbeit und Wirtschaft IAW“ den Landesmindestlohn von aktuell 11,13 Euro die Stunde. Laut TdL stünden ihm bis zu 17,22 Euro zu. Aber auch Mißfeldt wirkt nicht unzufrieden: „Das läuft in meinem Fall relativ gut, aber auch weil ich eine tolle Chefin habe.“

Gegen den tristen Pandemiealltag ist allerdings auch die Vorgesetzte machtlos: „Ich arbeite für die Uni am PC, und ich arbeite für mein Studium am PC, und ich mache mein Ehrenamt am PC“, beklagt der angehende Master der Sozialpolitik. Immerhin nutzt er für den Kontakt zur Chefin noch das Telefon, anderen Hiwis blieben nur E-Mails, die allerdings nicht alle Professoren direkt beantworteten. Die Folge: unregelmäßige Arbeitsbelastungen. „Wochenlang warten die Leute auf Arbeitsaufträge, und dann sollen sie ihre 40 Stunden in einem Monat abreißen.“ Und womöglich dem Dozenten nebenbei erklären, wie man Zoom benutzt. Immer wieder erlebt Mißfeldt, dass Hiwis nicht über ihre Rechte wie Urlaubsansprüche oder Entgeltfortzahlung im Krankheitsfall informiert sind. Auch das habe System: „Studentische Hilfskräfte werden oft nicht so behandelt, als wären sie Beschäftigte der Universität.“